

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Helmut Rizy  
IM MAULWURFSHÜGEL

*Roman*

Helmut Rizy  
IM MAULWURFSHÜGEL

*Roman*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-221-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/23

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Cover: David Mathews, aus »Biblio«



Wie hat es angefangen? Und wann? Auf diese Frage suche ich noch immer eine Antwort. Und was ist ›Es‹? Eine Krankheit? Ich fühle mich gesund. Es tut mir nichts weh, abgesehen von gelegentlichem Zwicken und Zwacken, das das Alter zwangsläufig mit sich bringt und das mich auch zuvor schon hin und wieder heimgesucht hat. Abnutzungserscheinungen eben, im Grunde aber nicht mehr. Ich fühle mich durchaus wohl in meinem Zustand, nicht depressiv – zumindest nicht, was ich unter depressiv verstehe.

Vielleicht hätte ich aber damit beginnen sollen, zu erklären, warum ich beschlossen habe, das alles niederzuschreiben, gewissermaßen Buch zu führen über die Bedingungen, unter denen ich fortan lebe. Als ich heute früh aufwachte, ist mir mit einem Mal klar geworden, dass sich diese Bedingungen nicht mehr ändern werden. Es ist kein vorübergehender Zustand, der wie ein grippaler Infekt oder ein Beinbruch nur seine Zeit braucht, um auszuheilen. Aber, wie gesagt, ich bin ja auch nicht krank. Mein Leben, oder mein Lebensstil hat sich nur radikal verändert, unbeabsichtigt. Ob dies schlagartig kam, das ist eben die Frage.

Irgendwie habe ich immer eine Neigung gehabt, mich selbst zu beobachten. Nein, ich bin auch nicht schizophren; es wohnen weder ein Dr. Jekyll noch ein Mr. Hyde in meiner Brust. Es ist eine ganz normale Neugier. So wie ich auch immer gern andere Menschen beobachtet habe, etwa in der U-Bahn, wenn ich kein Buch eingesteckt hatte und las. Wie sie dasaßen und dastanden, müde, gelangweilt, gehetzt auf die Uhr blickend, über das Handy mitteilend, wo sie sich gerade befanden. Oder, die Stöpsel im Ohr, mit den Füßen wippten. Paare und Pärchen: Die älteren, abends, auf dem Weg ins Theater oder in ein Konzert; dies deutlich an der Kleidung erkennbar. Junge,

einander streichelnd, schmusend, Vorspiel oder die letzten Minuten auskostend, bevor einer von ihnen ausstieg.

Und ich stellte Vermutungen an, über mögliche Berufe: Nicht bei dem mit der farbbekleckerten Latzhose oder der, die rasch ein paar Hefte korrigierte; da brauchte man keine Vermutungen anzustellen. Auch nicht bei den jungen Männern in schwarzem Anzug und weißem Hemd mit dem angesteckten Namensschild, immer in Grüppchen. Welcher Sekte sie angehörten, interessierte mich nicht. Die Frau im Kostüm? Verkäuferin, Geschäftsfrau, Sekretärin, Chefsekretärin? Die Rocklänge und die Accessoires beflügelten die Vermutungen, die zu überprüfen es ohnehin keine Gelegenheit geben würde. Oder, welche Vorstellungen erweckte die Bartracht eines Mannes – Rauschbart, Drei-Tage-Bart, Knebelbart, Hitlerbärtchen ...

Wenn es niemand anderen mehr zu beobachten gab, stellte ich mir mitunter vor, ich säße mir gegenüber und würde mich einschätzen, nach meiner Kleidung, nach meinem momentanen Gesichtsausdruck: Ein fröhlicher Mensch, ein altmodischer Mensch, ein neugieriger Mensch? Würde ich mir in die Augen schauen oder mich in der spiegelnden Fensterscheibe beobachten?

Also liegt es doch nur nahe, mich auch jetzt, in meinem gegenwärtigen Zustand, zu beobachten. Wie in einem Spiegel. Das war ein Film von Ingmar Bergman. Bestimmt habe ich ihn gesehen, kann mich aber nicht mehr erinnern, worum es darin ging.

Ich habe genügend Zeit und der Beschluss, diese Aufzeichnungen zu führen, gibt meinem Tagesablauf einen weiteren Fixpunkt. Schließlich kann ich nicht die ganze Zeit lesen. Ob ich damit ein wenig mehr Klarheit über meinen Zustand erfahre, wird sich herausstellen.

Wie also fing es an? Es war am Montag. Der Tag hatte ganz normal begonnen. Ich war in der Früh aufgewacht, ohne dass etwas anders gewesen wäre, ich mich anders gefühlt hätte. Die Nachrichten, die ich mir noch im Bett

liegend im Radio anhörte, brachten nichts Neues. Dann stand ich auf, widmete mich der Körperpflege, trank Kaffee und zog mich an. Zum vormittäglichen Ritual gehörte es, in den nahe gelegenen Supermarkt einkaufen zu gehen. Heimgekehrt stellte ich fest, dass ich wieder meinem Hamstertrieb verfallen war. Ich musste in der Tiefkühltruhe umräumen, um die Neuzugänge unterzubringen. Und ich sagte mir, dass ich wohl Monate brauchen würde, um das alles aufzuessen; mit der Schlussfolgerung, in nächster Zeit den Supermarkt zu meiden.

Womit sich die Frage erhebt: Begann ›Es‹ tatsächlich erst an jenem Tag? Oder waren die Hamsterkäufe der vorangegangenen Wochen, ja Monate, schon die Vorboten? Ab wann hat sich mein Kaufverhalten so grundsätzlich geändert? Natürlich kaufte ich auch schon zuvor Dinge, die über den aktuellen Bedarf hinausgingen: Großpackungen, Sonderangebote, Nimm 2, zahl 1. Schließlich will man nicht mehr Geld im Supermarkt lassen als nötig. Ohnehin ist in den vergangenen Jahren alles rapid teurer geworden.

Irgendwann ging es aber nicht mehr darum, dass etwas billiger war. Da war dann der Gedanke: Wegen dem bisschen hätte ich gar nicht einkaufen gehen müssen; und ich nahm Dinge nach dem Motto ›Das kann man immer brauchen‹ mit, damit sich der Gang zum Supermarkt lohnte. Und so stapelten sich im kleinen Vorratsraum Reis, Nudeln, Zucker, Mehl, Fruchtsäfte, als ob ein Atomkrieg bevorstünde. Dazu fehlt mir allerdings der strahlensichere Bunker.

Möglicherweise könnte man ein solches Einkaufsverhalten als krankhaft bezeichnen. Doch erschien es mir auch an jenem besagten Tag noch durchaus normal, oder gerade eben ein wenig übertrieben. Und ich wollte mich ja einschränken.

Die folgenden Stunden vergingen wie üblich: Ich kochte, aß, hielt meinen Mittagsschlaf, um mich danach ausgeruht

für den täglichen Besuch im Wirtshaus anzuziehen. Ich band mir eben die Krawatte, als ich am Bücherregal vorbeikam. Dabei fiel mein Blick auf den ›Mann ohne Eigenschaften‹, der da seit Jahrzehnten ungelesen stand, und ich fragte mich, wann ich mir wohl Zeit nehmen würde, den Roman zu lesen – und wieviel Zeit mir in meinem Leben noch bliebe, ihn zu lesen.

Vom Gang hörte ich die Nachbarin ihre Wohnungstür zusperren. Üblicherweise verließen wir immer gemeinsam pünktlich 16 Uhr das Haus, ich auf dem Weg zum Stammtisch beim Ewald, sie auf dem Weg in die Konditorei, wo sie ebenso regelmäßig mit anderen Hofratswitwen zusammentrifft. Ich höre sie auch jetzt noch, wenn sie nachmittags ihre Wohnungstür zusperrt, aber ich sehe sie nicht mehr. An jenem Nachmittag fand ich, es sei verlorene Zeit, ins Wirtshaus zu gehen. Ich entledigte mich wieder der Krawatte, nahm den ersten Band vom ›Mann ohne Eigenschaften‹ aus dem Regal, setzte mich in den Lehnstuhl und begann zu lesen.

Am Abend schaltete ich auch nicht den Fernseher ein, sondern las nach dem Abendessen noch eine Weile und ging früh schlafen, ein wenig erschöpft, aber zufrieden.

*Sonntag, 30. Mai*

Als ich vorgestern nochmals las, was ich bisher geschrieben hatte, um dann weiterzuschreiben, wurde mir jählings klar, dass vielleicht eines Tages irgendjemand diese Aufzeichnungen in die Hand bekommen und sie auch lesen könnte, da ich nicht davon ausgehe, sie rasch vor meinem letzten Abgang zu verbrennen, oder deren Vernichtung testamentarisch festzuhalten; was, wie man aus der Geschichte und insbesondere aus der Literaturgeschichte weiß, ohnehin nicht immer befolgt wird. Abgesehen davon habe ich ohnehin keine Erben und auch sonst niemanden,

dem ich etwas hinterlassen möchte. Soll sich um meine spärlichen Besitztümer kümmern, wer will.

Vor langer Zeit habe ich einmal einen italienischen Film gesehen, in dem die Wohnung eines eben Verstorbenen von den Nachbarn völlig ausgeräumt wird, bevor noch die Erben oder möglicherweise nur ein Erbe eintreffen. Eine Nachbarin rafft die Wäsche an sich, eine andere das Geschirr, nichts bleibt übrig, nur die leere Wohnung und der Tote. Von mir aus kann es auch bei mir so ablaufen. – Ich stelle mir die Hofratswitwe von nebenan vor, wie sie im Gewusel der anderen dasteht und nicht weiß, was sie mitnehmen könnte. Sicher nicht meinen Musil oder eines der anderen Bücher. Und eine Lampe in Form einer venezianischen Gondel habe ich nicht. Könnte sein, dass sie sich letztlich mit einem Säckchen Basmati-Reis zufriedengeben muss, wenn die andern nicht auch da schneller sind. Mich werden sie ja wohl dalassen; und für meine sterbliche Hülle – und ich gehe davon aus, dass nicht mehr von mir übrig bleibt – ist vorgesorgt. Vor langem habe ich mir eine Sterbeversicherung aufschwätzen und mir dann auch noch in einem Anfall präseniler Verwirrung ein hübsches Plätzchen auf dem nahe gelegenen Friedhof reservieren lassen.

---

Jetzt ist erneut das passiert, weshalb ich zwei Tage nicht geschrieben habe. Ich fand nämlich beim Durchlesen des Beginns der Aufzeichnungen, dass ich mich dabei zu sehr verzettelt hätte, nicht konkret am Thema geblieben sei. (Übrigens ist mir doch noch eingefallen, worum es in ›Wie in einem Spiegel‹ gegangen ist. Das war der Film, der auf einer Insel spielt, mit der psychisch kranken Frau, deren Vater ihre Krankheitsgeschichte zu einem Roman verarbeiten will. Max von Sydow war, glaube ich, in diesem Film der Ehemann.)

Jedenfalls fand ich, dass ich disziplinierter an die Sache herangehen müsse. Es bestünde, so sagte ich mir, auch keine Notwendigkeit, jeden Tag etwas zu schreiben; und ich wollte mir überlegen, wie ich dem ganzen eine Struktur geben könnte. Deshalb habe ich die vergangenen beiden Tage nicht weitergeschrieben. Allerdings ist mir in ihnen auch nichts dazu eingefallen. Für den Fall, dass tatsächlich jemand eines Tages diese Aufzeichnungen lesen sollte, möge er dies entschuldigen. Aber vielleicht ergibt sich etwas im weiteren Verlauf des Schreibens. Jener präsumtive Leser oder jene präsumtive Leserin muss mir auch verzeihen, dass ich dies mit Bleistift schreibe, aber dieser ist mir das angenehmste Schreibwerkzeug und ich habe im Lauf meines Arbeitslebens alle meine Konzepte damit verfasst.

Außerdem fand ich, ich sollte nicht in der Anonymität verharren, sondern mich wenigstens kurz vorstellen. Zu meiner Person also: Ich heiße Rupert Mayrhofer und wuchs auf dem Land, in einem Dorf auf, in dem mein Vater Tierarzt war. Nach der Matura studierte ich Jus und spezialisierte mich auf Arbeitsrecht. Ich wurde Rechtsanwalt, wobei mein Arbeitsplatz dann eben in erster Linie das Arbeitsgericht war, in dem ich Arbeiter und Angestellte gegenüber ihren Unternehmern vertrat. Wie man mir wiederholt bescheinigte, war ich darin durchaus erfolgreich. Vor einigen Monaten feierte ich meinen 73. Geburtstag. Feiern ist wohl zuviel gesagt: Am Stammtisch zahlte ich eine Runde, wie es üblich ist. Die Wirtin, Ewalds Frau, buk für mich eine Torte, von der ein paar Stücke übrig blieben, die sie mir hinterher einpackte. Und ich selbst kaufte mir ein Buch, wozu es allerdings nicht dieses Anlasses bedurft hätte.

Besser strukturiert als das Schreibsel vom Donnerstag ist das von gestern auch nicht. Wahrscheinlich ist aber auch hier eine gewisse Erfahrung nötig, um stringent auf ein beabsichtigtes Thema hinzuarbeiten. Meine ersten Plädoyers haben sich, wie ich mich mit Schaudern erinnere, auch nicht durch besondere Sachbezogenheit ausgezeichnet, sondern eher durch den Eifer, meine Kenntnisse vor dem – wenn auch zumeist verschwindend kleinen – Publikum auszubreiten. Hier ist meine bisherige Erfahrung, dass es mir durchaus Spaß macht, Gedanken zu Papier zu bringen.

Als ich gestern schon im Bett lag und mir vor dem Einschlafen noch so manches durch den Kopf ging, fand ich, dass ich meinen Weg zum Juristen irreführend dargestellt habe. Über die Jahrzehnte hinweg habe ich da Ereignisse aus meiner Erinnerung ausgeblendet. Die Jurisprudenz war nicht wirklich mein Ziel gewesen, denn eigentlich wollte ich Pianist werden. Wir hatten im Haus einen Flügel, auf dem meine Mutter gern und gut spielte. Schon als Kleinkind bereitete es mir großes Vergnügen, ihr zuzuhören, und bald versuchte ich selbst, dem Instrument Klänge zu entlocken. Meine Mutter gab mir Unterricht und ich machte rasch Fortschritte. Stundenlang konnte ich am Klavier sitzen und üben, was dem Vater gar nicht passte. Immer wieder schimpfte er, ich solle nicht in der Stube hocken, sondern hinausgehen und Fußball spielen. Gelegentlich bezeichnete er das Klavierspiel als Weiberzeugs.

Im Allgemeinen behandelte er meine Mutter nicht schlecht, soweit er überhaupt zu Hause war. Als Tierarzt am Land hatte er keine geregelten Arbeitszeiten, wurde auch oft genug nachts aus dem Haus geläutet, weil ein Kalb oder ein Fohlen nicht auf die übliche Weise aus dem Muttertier herauswollte. Und seine Freizeit verbrachte er vor-

wiegend im Kreis seiner Freunde beim Tarock. Das Mittagessen musste pünktlich auf dem Tisch stehen, denn danach war die erste Tarockrunde des Tages angesagt. Von dort ging er wieder in seine Ordination. Und am Abend war es das Gleiche: Bevor noch alle aufgegessen hatten, stand er schon auf und machte sich auf den Weg ins Wirtshaus.

Insofern gab es also gar nicht allzu viele Gelegenheiten, die Mutter schlecht zu behandeln. Alkohol trank er üblicherweise in Maßen. Er war keiner jener Säufer, die betrunken nachhause kommen und dann Frau und Kinder verprügeln. Prügel bezog ich allerdings schon; nicht, weil er wütend war oder aus irgendeinem Grund ausrastete, sondern weil er das als seine Aufgabe betrachtete, als seinen Beitrag zu meiner Erziehung, wobei es ihm insbesondere um Ordnung und Disziplin ging.

Einmal ging allerdings doch die Wut mit ihm durch: Ich kam zu spät zum Abendessen, was allein schon ein arger Verstoß gegen die Disziplin war und Prügel verdiente. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er aber auch noch, dass ich bei einem der Lehrer im Ort Klavierunterricht nahm. Die Mutter hatte irgendwann gemeint, sie könne mir nichts mehr beibringen und würde, wenn ich weiter lernen wolle, mit dem Lehrer, der damals auch den örtlichen Musikverein leitete, reden. Natürlich wollte ich. Um seine Einstellung zu meinem Klavierspiel wissend, hatte die Mutter dem Vater aber nichts davon gesagt und die Stunden aus der Haushaltskasse bezahlt. Wütend brüllte der Vater, dass er in der eigenen Familie hintergangen würde, aber erst als die Mutter einwandte: ›Wenn es dem Rupert doch Spaß macht‹, war er drauf und dran, gegen sie die Hand zu erheben. Allerdings nahm er dann den Stock, der ausschließlich dazu diente, mir Ordnung und Disziplin einzubläuen, und ich bekam seine ganze Wut ab. Damit nicht genug musste ich mich hinterher auch noch in die Ecke knien – bis er sein Abendessen hinuntergeschlungen hatte und Richtung Gasthaus aufbrach.

Ab da wurde über mein Klavierspielen nicht mehr geredet, und ich nahm weiter Unterricht beim Lehrer. Später musste ich, um das Gymnasium zu besuchen, ohnehin in die nahe gelegene Stadt fahren, und der Vater erfuhr nicht, dass ich dort auch das Konservatorium besuchte, wo man mir immerhin einigiges Talent bescheinigte.

Anlässlich einer Feier des örtlichen Musikvereins wurde ich einmal eingeladen mitzuwirken. Ich spielte Beethoven und Rachmaninow, daran erinnere ich mich noch gut. Die Mutter brachte den Vater dazu mitzugehen. Nach dem Konzert ließ er sich von allen möglichen Leuten beglückwünschen, wie schön ich doch gespielt habe. Mir gegenüber erwähnte er nicht einmal meinen erfolgreichen Auftritt, geschweige denn, dass er ein wenig Stolz gezeigt hätte.

Virulent wurde das Thema Klavier erst wieder, als ich eines Tages – es war ein Sonntag und die Matura stand bevor – nach dem Mittagessen erklärte, ich wolle Musik studieren und Pianist werden. Erst schaute mich der Vater völlig ungläubig an, dann sah ich, wie die Ader auf seiner Stirn anschwell und zu pochen begann. Schließlich erklärte er aber ziemlich ruhig, vielleicht etwas gepresst, dass das überhaupt nicht in Frage komme. ›Das ist kein Brotberuf‹, stellte er fest, stand auf und ging. Und jedes Mal, wenn ich das Thema nochmals anschneiden wollte, winkte er nur kategorisch ab. Nach der Matura musste ich mich schließlich entscheiden, und da mir der Vater klipp und klar zu verstehen gab, ein Musikstudium würde er nicht finanzieren, wählte ich schließlich die Jurisprudenz.

Habe ich leichtfertig meinen Werdegang als Musiker aufgegeben? Aus kindlichem Gehorsam einem engstirnigen Vater gegenüber, aus finanzieller Abhängigkeit oder besser finanzieller Bequemlichkeit, eigenem Unvermögen? Wenn ich es wirklich darauf angelegt hätte, hätte ich wahrscheinlich ein Stipendium bekommen können. Aber das habe ich gar nicht in Erwägung gezogen. Da war wohl

auch eine Portion Selbstmitleid dabei, nach dem Motto ›Recht soll mich frieren, warum kauft mir der Vater keine Pudelhaube«. Anfangs dachte ich auch, ich könnte analog zur Zeit im Gymnasium neben dem Recht auch Musik studieren. Wahrscheinlich war ich mir aber selbst nicht sicher, ob mein Talent ausreichte, um eine Musikerlaufbahn einzuschlagen, die eines anerkannten Musikers. Hatte ich Angst vor diesem ›Ich hab es dir ja gleich gesagt‹ des Vaters?

Wäre ich ein gefeierter Pianist geworden? Würde ich auch in meinem Alter noch von Konzertsaal zu Konzertsaal reisen oder hätte ich mich schon zurückgezogen, um auf meinem Landsitz an meinen Memoiren zu schreiben? Oder stünde hier in der Wohnung ein Klavier, auf dem ich nach wie vor neben einem begabten zehn unbegabten Kindern das Klavierspielen beibrächte, um mir am Abend ein Glas Wein leisten zu können?

Letztlich habe ich es mit der Jurisprudenz nicht schlecht getroffen. Ich war zwar auch kein gefeierter Rechtsanwalt, aber mitunter waren die kleinen Erfolge, einem Arbeiter zu seinem Recht verholfen zu haben, zufriedenstellender, als einem Defraudanten einige Jahre Gefängnis erspart zu haben.

In all den Jahrzehnten seither habe ich allerdings nie mehr ein Klavier auch nur angerührt, keine Klaviertaste angeschlagen, keine weiße und keine schwarze. Während meiner Gymnasialzeit war es üblich gewesen, dass ich am Heiligen Abend Weihnachtslieder spielte. Der Vater erwartete das auch, als ich in den Weihnachtsferien des ersten Studienjahres heimkam. Ich weigerte mich und weder der Ärger des Vaters noch die Bitten der Mutter konnten mich umstimmen. Und wenn es in meinem weiteren Leben ein Tabu gab, dann war es das Klavier. Man mag diese Konsequenz belächeln, mir kindischen Trotz nachsagen, aber es ist mir nichts abgegangen. Es war so, wie wenn man ein Buch ausgelesen hat und beim Weg-

legen weiß, dass man dieses nicht noch einmal lesen wird; nicht weil es einem nicht gefallen hat, man es schlecht gefunden hat, sondern weil man spürt, die Beziehung zu diesem Buch ist abgeschlossen.

*Dienstag, 1. Juni*

Meine verhinderte Laufbahn als Pianist hat wohl kaum etwas mit meinem gegenwärtigen Zustand zu tun; dennoch war es gut, mich nach langer Zeit wieder einmal daran erinnert zu haben. Ich hatte diesen Teil meines Lebens völlig aus meinem Gedächtnis gestrichen.

Gestern wollte ich endlich zum Thema zurückkehren, saß dann jedoch vor dem Block und grübelte weiter, was ohne das väterliche Verdikt aus mir geworden wäre. Dabei kam ich zur Einsicht: Gewiss kein Gulda und auch kein Brendel. Ich nehme an, dass ich das schon damals insgeheim ahnte. Ich fragte mich aber auch, wie sinnvoll die folgende kategorische Tabuisierung des Instruments, meines Instruments, gewesen sei. Hätte ich nicht das Klavierspiel zum Privatvergnügen weiter betreiben können? Mich hier und jetzt an ein Klavier setzen und ein wenig herumklimpern? Als ich seinerzeit meinen Wunsch äußerte, Pianist werden zu wollen, war ich darauf konditioniert, die höchsten Ansprüche an mich zu stellen. Entweder konnte ich diese erfüllen oder ich ließe es ganz bleiben. Als Jurist stellte ich diesen Anspruch nicht oder nicht mehr. Da zählte Sachkundigkeit und der daraus resultierende Erfolg im Interesse meiner Mandanten. Ich war kein brillanter Rhetoriker, legte es nicht darauf an und war auch nicht dazu veranlagt. In diesem Tätigkeitsbereich war dies auch nicht unbedingt gefordert.

Bevor ich aber nun endgültig wieder zum Eigentlichen, meinem gegenwärtigen Zustand, komme, noch eine kurze Anmerkung: Die Schilderung meines Nicht-Pianisten-

schicksals erinnert verdächtig an Memoiren. Das sollen diese Aufzeichnungen nicht werden. Ich habe mir gelobt, hier nicht von meinen besten Plädoyers oder meinen Begegnungen mit bekannten Persönlichkeiten zu schreiben. Natürlich soll man nie etwas von vornherein ausschließen. Never say never. Heute jedenfalls gehe ich nicht davon aus.

Dass ich an jenem bewussten Tag nicht ins Gasthaus ging, war im Grunde nichts Außergewöhnliches. Es gab auch zuvor schon genügend Tage, an denen ich dem Stammtisch ferngeblieben war, weil es mir nicht gutging, ich tatsächlich krank war, ich das Haus nicht verlassen wollte, weil es mir draußen zu nass, zu kalt oder zu rutschig war, oder ich einfach keine Lust verspürte. Es war mehr als einmal vorgekommen, dass ich auf dem Weg zum Stammtisch aus dem Haus trat und feststellte, das Wetter sei viel zu schön, um mich in eine verrauchte Gaststube zu setzen, und stattdessen einen ausgedehnten Spaziergang unternahm.

Ungewöhnlich war lediglich, dass ich mich schon völlig zum Fortgehen angezogen hatte, um dann nicht einmal die Wohnung zu verlassen. Das ließe sich auch noch damit erklären, dass es mich unversehens mehr reizte, zum ›Mann ohne Eigenschaften‹ zu greifen. Am darauffolgenden Tag ging ich nicht einkaufen, und das entsprach durchaus meiner Absicht, die angehäuften Vorräte erst einmal aufzubrauchen. Also las ich weiter, kochte mir ein Mittagessen, hielt meinen nachmittägigen Schönheitsschlaf und las anschließend weiter.

Nun finde ich den Musilschen Roman wahrlich nicht so fesselnd, dass man einfach nicht zu lesen aufhören könnte. Im Gegensatz zu früheren Erfahrungen: Wenn man sich eine halbe Nacht um die Ohren schlägt und gelegentlich sagt, nur noch eine Seite, bis zum Ende des Kapitels und dann doch das Buch nicht fortlegt, weil man vom neuen Kapitel auch noch zwei Sätze gelesen hat und nun unbedingt wissen will, wie es weitergeht. Das trifft auf den

›Mann ohne Eigenschaften‹ gewiss nicht zu. Aber ich entwickelte eine für mich neue Ausdauer; oder anders gesagt: Ich übertrug die in meinem Berufsleben erworbene Disziplin nun auf diesen Bereich.

*Mittwoch, 2. Juni*

Das Lesen ist für mich zur Obsession geworden. Dabei habe ich schon immer gern gelesen, auch als Kind. Wie es sich für einen Stubenhocker eben gehört. Gestern stand ich eine ganze Weile auf dem Balkon, genoss die Nachmittagssonne und schaute den Autos zu, die auf der Straße vorbeifuhren. Als ich ins Zimmer zurückkehrte, ging mir das Wort Stubenhocker durch den Kopf. Könnte es nicht sein, dass mein gegenwärtiger Zustand einfach die senile Form des kindlichen Stubenhockers ist? Zum Fußballspielen, wie es der Vater immer wieder von mir gefordert hat, wäre es ohnehin mittlerweile zu spät.

Wenn ich auch immer gern gelesen habe, so habe ich nicht immer das gern gelesen, was ich als Kind zu lesen bekommen habe. Insbesondere ist mir dabei ›Hatschi Bratschis Luftballon‹ in Erinnerung geblieben, das mir der Vater einmal zum Geburtstag schenkte; zumindest ging ich, nachdem ich es gelesen hatte, davon aus, dass das Buch der Vater und nicht die Mutter ausgewählt haben musste. Ein übles Machwerk, und ich halte es noch immer für eins der schlimmsten Kinderbücher. Damals wusste ich selbstverständlich noch nicht, dass Ginzkey im grünen Faschismus Mitglied des Staatsrates war und sich danach rasch dem braunen Faschismus zugewandt hatte, was den Rassismus im Buch nachvollziehbar macht.

Mit kinderbeißenden Türken und Menschenfressern konnte ich damals ohnehin nichts anfangen. Aber das Buch machte mir Angst, anders als der ›Struwelpeter‹, den ich selbstverständlich auch bekam. Zum Suppenkaspar konnte

ich nicht werden, denn beim Mittagessen galt: Was auf den Tisch kommt, wird gegessen, ob mir die Suppe schmeckte oder mir höchst zuwider war, wie etwa Sellarissuppe. Mit den anderen Figuren aus dem ›Struwelpeter‹ konnte ich mich auch kaum identifizieren, mit dem Kind aus dem ›Hatschi Bratschi‹ dagegen schon. Wenngleich ich ein Stubenhocker war, so verbrachte ich doch auch viel Zeit im Garten rund ums Haus oder auch auf der Straße, auf der damals zumeist nur Fuhrwerke unterwegs waren. Mich hat zwar niemand gewarnt, vors Haus zu gehen, weder die Mutter und schon gar nicht der Vater – der Hatschi Bratschi wäre somit nicht als Strafe für Unfolgsamkeit gekommen, aber der hätte, wenn er gerade vorbeigekommen wäre, schließlich nicht gewusst, ob ich erlaubter- oder unerlaubterweise vor dem Haus spielte. Glücklicherweise hielt die Angst nicht lang an, und ich bekam auch Bücher, die mir gefielen.

Vor etlichen Jahren sah ich eines Tages in der Auslage einer Buchhandlung, die ich nicht ungerne aufsuchte, den ›Hatschi Bratschi‹. Empört ging ich hinein und sagte der Verkäuferin, dass so ein grausliches Buch nicht auch noch beworben werden sollte, indem man es in die Auslage stellt. Worauf sie mir erklärte, dass es sich um eine ›bereinigte‹ Ausgabe handle, in der es keine schwarzen Menschenfresser mehr gäbe. Als Autor stand aber noch immer Franz Karl Ginzkey auf dem Umschlag – und der war schon 1963 gestorben. Also hatte er sein rassistisches Machwerk wohl nicht selbst ›bereinigt‹. Dass hier das Urheberrecht verletzt wurde, störte mich in diesem Fall weniger, als dass damit gewissermaßen auch die Vita des Urhebers ›bereinigt‹ wurde. Die Buchhändlerin stellte schließlich fest, dass der ›Hatschi Bratschi‹ nach wie vor ein beliebtes Kinderbuch sei – und ich fragte mich auf dem Heimweg, ob ich ein atypisches Kind gewesen sei oder das Buch nur bei bestimmten Eltern nach wie vor beliebt ist.

Ab der Zeit, als ich das Gymnasium besuchte, konnte ich mir meine Lektüre – abgesehen vom vorgegebenen Lesestoff des Deutschprofessors – selbst aussuchen, mir die Bücher selber kaufen oder zu Weihnachten oder zum Geburtstag schenken lassen. Eine Zeitlang las ich gern Bücher über abenteuerliche Reisen in entfernte Länder. Später begann ich mich für Werke der Weltliteratur zu interessieren. Besonders hilfreich bei der Auswahl war letztlich der Religionsprofessor. Es muss in der 7. Klasse gewesen sein, als er eines Tages in den Unterricht den ›Index Librorum Prohibitorum‹ der katholischen Kirche mitbrachte. Jeder der Schüler durfte hineinblättern. Ich betrachtete den Index als eine Auflistung interessanter Bücher. Da ich ihn aber nicht ungebührlich lang durchsuchen und mir auch keine Notizen machen konnte, merkte ich mir einfach ein paar Autoren, die mit ›opera omnia‹ versehen waren. So las ich in der Folge alles von Sartre und Gide, was zu bekommen war.

Ich hätte die Bücher so und so gelesen, aber ich machte mir auch noch den Spaß, beim Bischof um die Dispens dafür anzusuchen, dass ich sie auch lesen durfte. Und ich erhielt diese, gestempelt und signiert, ein Dokument, das ich mir aufgehoben habe.

Während meiner Gymnasialzeit hatte ich auch genügend Zeit zu lesen. An jedem Tag, an dem ich die Schule besuchte, verbrachte ich mehr als eine Stunde im Auto-bus, und ich hatte immer Lesestoff in der Schultasche. Andere tratschten oder machten ihre Schulaufgaben. Ich hob mir meine für zu Hause auf. Solange ich an ihnen arbeitete, kam niemand auf die Idee, mich über die Schule auszufragen. Ich verspürte nie den Drang, Vorzugsschüler zu sein und machte üblicherweise nicht mehr, als unbedingt nötig war, allerdings konnten Aufgaben – reale oder vorgeschobene – ein guter Vorwand sein, mich vor inquisitorischen Erkundigungen nach Erfolgen beziehungsweise Misserfolgen in meinem schulischen Fortkommen

zu drücken. Und das Klavierspielen konnte nur zeitgleich mit Vaters Tarockpartien geübt werden.

Beim Studium legte ich mehr Eifer an den Tag, insbesondere, um der finanziellen Abhängigkeit vom Vater möglichst rasch zu entkommen. Obwohl ich da mit einem Wust an Fachliteratur eingedeckt wurde, behielt ich mir auch in dieser Zeit einen Freiraum für die Belletristik – in erster Linie Romane. Mit Lyrik konnte ich nie viel anfangen, da sie mir in der Schule durch das Auswendiglernen von Balladen gehörig ausgetrieben worden war.

*Samstag, 5. Juni*

Nun habe ich mich noch weiter in Erinnerungen verstrickt. Als ich vorgestern meine Ergüsse vom Vortag nochmals las, war mein erster Gedanke, ich sollte dieses Vorhaben aufgeben oder es jedenfalls mit mehr Disziplin neu beginnen. Später jedoch fand ich, dass vielleicht gerade die Erinnerungen mir den Zugang zu meinem gegenwärtigen Zustand weisen könnten. Ich war nie beim Psychiater, kenne die Vorgangsweise von Psychoanalytikern bestenfalls aus Filmen. Wahrscheinlich habe ich sogar einmal etwas von Freud gelesen – ›Totem und Tabu‹? –, davon ist aber nichts hängengeblieben. Könnte es aber nicht sein, dass ich mich einfach an vergangene Ereignisse und Gefühle erinnern muss; Ereignisse und Gefühle, die längst ins Unbewusste – oder Unterbewusste? – abgerutscht sind, von mir verdrängt wurden. Ich muss ja nicht bei mir als Kleinkind anfangen, bei der Mutterbrust, auch wenn ich sicher bin, dass ich lang genug gestillt worden bin, um nicht davon schon einen Schaden abbekommen zu haben. Allerdings habe ich immer ein liebevolles Naheverhältnis zur Mutter vermisst. Ich wurde zwar von ihr umsorgt, mitunter mehr als mir angenehm war, aber ich kann mich nicht erinnern, von ihr jemals – mir fällt nur

das altmodische Wort ›geherzt‹ ein – von ihr also geherzt worden zu sein.

Für den Fall, dass mir im Zuge dieser Aufzeichnungen wieder Erinnerungen an längst Vergangenes hochkommen, werde ich also so tun, als ob ich auf der Couch läge. – Vorerst will ich aber doch auf die jüngste Vergangenheit, auf die ersten Auswirkungen meines gegenwärtigen Zustands zurückkommen.

Den Tag, nachdem ich den Stammtisch geschwänzt hatte, begann ich wie üblich. Kann sein, dass ich ein wenig bemüht war, Normalität zu zeigen, denn nach dem Frühstück griff ich zum Staubsauger. Nach getaner Arbeit las ich weiter im ›Mann ohne Eigenschaften‹, bis es Zeit war zu kochen. Nach dem Mittagsschlaf war allerdings das Bedürfnis weiterzulesen stärker als die Gewohnheit, mich auf den Besuch beim Ewald vorzubereiten. Zumindest ein paar Seiten wollte ich lesen, niemand konnte mir vorschreiben, pünktlich am Stammtisch zu erscheinen. Doch dann las ich bis zum Abendessen und danach auch noch ein paar Seiten. Schließlich fühlte ich mich erschöpft und fand, ich müsste mir vor dem Schlafengehen noch etwas Bewegung verschaffen.

Der Spaziergang, den ich daraufhin unternahm, entwickelte sich aber höchst eigenartig. Die Straßen, in denen ich sonst unterwegs war, waren mir plötzlich völlig fremd. Selbstverständlich hatte ich es auch schon früher erlebt, nach der Lektüre eines Buchs in dessen Welt eingesponnen zu sein, doch verging das rasch durch den Eindruck neuer Reize. Diesmal allerdings fühlte ich mich wie in einer fremden Welt, betrachtete die Häuser, die Auslagen, die Aufschriften, die Kirche wie etwas, das ich noch nie gesehen hatte, als wäre ich in einer mir unbekanntem Stadt. Selbst die Menschen auf der Straße schienen nicht meine Sprache zu sprechen. – Natürlich sprachen nicht alle, denen ich begegnete, Deutsch, doch darum ging es nicht, das war ich gewohnt. – Mit einem Mal hatte ich Angst,

nicht mehr an den Ausgangspunkt meines Spaziergangs, an den Ort, der mir vertraut war, zurückzufinden, und ich kehrte um.

In der folgenden Nacht setzte sich dieses Erlebnis in einem Alptraum fort: Ich war auf einer Insel, vielleicht auch in einer Hafenstadt; jedenfalls sollte ich für die Heimreise ein Schiff erreichen, das bald ablegen würde. Ich fand jedoch mein Gepäck nicht, von dem ich glaubte, es in der Ecke eines Aufenthaltsraums abgestellt zu haben. Ich suchte vergebens und war schließlich auf einem Steg in Richtung Schiff unterwegs. Es war nicht wirklich ein Steg, sondern Planken am Wasser entlang, zum Teil über dem Wasser, die sich unter jedem Schritt durchbogen und auch nicht an den Stützen befestigt waren. Dies zwang mich, so vorsichtig zu gehen, dass ich wiederum befürchtete, das Schiff nicht rechtzeitig zu erreichen. Ich wachte auf, ohne noch in Gefahr geraten zu sein, ins Wasser zu stürzen.

*Sonntag, 6. Juni*

Seither verlaufen die Tage annähernd gleich, abgesehen davon, dass ich nicht jeden Tag staubsauge, sondern gleich nach dem Frühstück, und bevor ich zu lesen beginne, andere Hausarbeiten verrichte. An den Abenden überkam mich nie mehr die Lust, die Wohnung zu verlassen. Die nötige Bewegung, um nicht völlig steif ins Bett zu kriechen, und der damit verbundenen Gefahr, anderntags mit Kopfweh aufzuwachen, zu entkommen, schaffe ich mir durch ein wenig Gymnastik – Übungen, die man mir vor vielen Jahren bei einem Kuraufenthalt beigebracht hat.

Ein wenig lebte ich in Kakanien, wunderte mich allerdings zum Glück nicht, dass es hier Pizza und Rahmgemüse aus der Tiefkühltruhe gibt. Wie wäre es aber, würde ich diese Tage in Macondo, Dublin oder Donnafugata verbringen?

*Montag, 7. Juni*

Kaum hatte ich gestern zu schreiben begonnen, kam unerwartet Fritz – gegenwärtig mein einziger, möglicherweise aber auch mein letzter Draht zur Außenwelt. Fritz kommt immer unerwartet. Gestern tauchte er mit der Bemerkung auf: ›Ein Sonntag ohne Schnitzel ist kein rechter Sonntag.‹ Als ob die Wochentage für mich eine Rolle spielten. Natürlich wusste ich, dass Sonntag war, schließlich hatte ich es kurz zuvor mit dem Datum niedergeschrieben. Außerdem hatten sich am Vormittag die Glocken der nahe gelegenen Kirche langmächtig in meine Lektüre gebimmelt.

Fritz brachte mir also auf dem Heimweg vom Stammtisch ein Schnitzel mit Erdäpfelsalat mit – frisch gebacken und noch warm. Bestimmt hatte es Sieglinde extra für mich gemacht, denn es war um einiges größer als ich die Portionen beim Ewald in Erinnerung habe. Ich konnte es gar nicht aufessen, und so ergab die übrig gebliebene Hälfte mein heutiges Mittagessen. Dabei ging mir die Frage durch den Kopf, ob so ein Schnitzel nicht Anreiz genug wäre, wenigstens ab und zu an den Stammtisch und zu Sieglindes Küche zurückzukehren. Ich kam zum Schluss, dass es ja völlig genüge, wenn mir Fritz gelegentlich eines vorbeibringt. So ist dessen Fürsorge zugleich Verlockung wie auch deren Befriedigung, gepaart allerdings mit dem Überraschungseffekt, da Fritz, wie gesagt, zumeist unerwartet auftaucht.

Es war wohl am fünften oder sechsten Tag, nachdem ich mich in meinen kakanischen Maulwurfshügel zurückgezogen und darin häuslich eingerichtet hatte, als es gegen Abend an der Tür läutete. Ich erwartete niemanden und war, so in Musils Welt vertieft, einigermaßen verwirrt, als Fritz vor der Tür stand. Es dauerte einige Augenblicke, bis ich ihn als einen aus der Stammtischrunde identifizierte. Eine absurde Situation. Schließlich erklärte er, dass

man sich beim Ewald gefragt habe, was mit mir los sei; deshalb habe er auf dem Heimweg vorbeigeschaut, um zu sehen, ob mir etwas fehle. Ich könnte nicht sagen, welches Gefühl in mir überwog: der Ärger, aus meiner Lektüre gerissen worden zu sein, oder das Wohlgefühl, jemandem abzugehen.

Zuletzt siegte die Höflichkeit und ich bat Fritz hereinzukommen. Zuerst zierte er sich ein wenig, folgte dann aber doch meiner Einladung; bestimmt aus Neugier. Mein Problem war: Ich wusste nicht, was ich ihm anbieten sollte. In den Wochen zuvor hatte ich zwar Unmengen gehamstert, allerdings keinen Wein. Ich trinke nur wenig Alkohol, und solange ich zum Stammtisch ging, genügten mir ein oder manchmal auch zwei Achterl von Ewalds gutem Weißen. So hatte ich, was den Wein betraf, nicht vorgesorgt und noch dazu die einzige Flasche, die ich im Haus gehabt hatte, an den vorangegangenen Abenden als Schlaftrunk geleert. Das hatte mich nicht weiter beunruhigt, aus der Gewissheit, auch ohne Wein gut schlafen zu können. Doch nun fehlte eben die Flasche, um meinem Besuch, den ich nicht erwartet hatte, etwas anbieten zu können.

Glücklicherweise fiel mir ein, dass sich im Wohnzimmerschrank noch eine Flasche Schnaps befand, die ich einmal von einem Kollegen zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Dort war sie, da ich keinen Schnaps trinke, so wie ich sie mitgebracht hatte, noch ins Weihnachtspapier gehüllt, gelandet. Fritz – ich weiß nicht einmal seinen Familiennamen, Koslowski oder so ähnlich – war begeistert, da sich dieser, wie er wiederholt versicherte, als ganz vorzüglicher Vogelbeer-Schnaps herausstellte.

Natürlich konnte im Lauf des Abends die Frage nicht ausbleiben, warum ich, wenn mir doch nichts fehle, dem Stammtisch fernblieb. In den vorangegangenen Tagen war mir überhaupt nicht in den Sinn gekommen, mir einen Grund für mein Fernbleiben ausdenken zu müssen oder

diesen gar in Worte zu fassen. Da ich mich nie für einen besonders schlagfertigen Menschen gehalten habe – wie oft in meinem Leben fiel mir viel zu spät ein, was ich in dieser oder jener Situation hätte sagen müssen –, war ich selbst überrascht, als ich mich antworten hörte: ›Ich hab in meinem langen Leben schon genug gehört und auch schon genug geredet.‹ Ich konnte ihm schließlich nicht sagen, dass mir das Stammtisch-Geschwafel auf die Nerven gegangen sei, was auch nur zum Teil stimmte und letztlich nicht der wahre Grund war. Wahrheitsgemäß erklärte ich Fritz, dass ich eine ganze Reihe von Büchern besäße, die ich nicht vergebens gekauft haben wollte; und langsam würde die Zeit, die mir für deren Lektüre noch zur Verfügung stand, knapp.

Neben den ungelesenen sind da außerdem auch noch einige Bücher, die ich gern nochmals lesen würde. Es war an einem der ersten Tage meiner Zurückgezogenheit gewesen, als ich beim Abstauben des Bücherregals anfang, Bücher herauszuziehen, die ich im Lauf vieler Jahre, ja Jahrzehnte, ungelesen darin verstaubt hatte. Dafür hatte es unterschiedliche Gründe gegeben. Da gab es die, die ich zwar zu lesen begonnen, aber wieder weggelegt hatte, weil mir deren Erzählstil gerade nicht gefiel, mir im Augenblick der Sinn nach etwas Spannenderem stand oder sich einfach ein anderes Buch vordrängte. Dann waren da die Bücher, die ich mir wegen ihres Umfangs für künftige Urlaube aufgehoben hatte, sie dann aber aus demselben Grund nie mitgenommen hatte.

Das ist, so scheint mir, auch eine Frage des Alters. Als Jugendlicher hatte ich weniger Scheu vor dicken Büchern. Man entwickelt auch andere Lesegewohnheiten. ›Der Mann ohne Eigenschaften‹ macht mir das deutlich. Ich komme nur langsam voran, lese immer wieder Sätze oder ganze Absätze ein zweites Mal, aus dem Gefühl heraus, etwas nicht richtig verstanden zu haben, nicht aufmerksam genug gewesen zu sein, abgelenkt von einem Geräusch

auf der Straße oder einem irrelaufenden Gedanken. Früher, so glaube ich, hätte ich einfach weitergelesen, es sei denn, ich hätte sonst für den Handlungsablauf Entscheidendes verpasst.

So sammelte sich rasch ein ganzer Stoß von Büchern. Dann streifte mein Blick noch den ›Grünen Heinrich‹, und ich erinnerte mich, dass ich ihn während meiner Studienzeit mit Interesse gelesen hatte, möglicherweise aber auch nur, weil er von jemandem als langweilig bezeichnet worden war. Allerdings kann ich mich nicht einmal ansatzweise erinnern, worum es im Roman geht, mir fiel nur das Schlagwort ›Entwicklungsroman‹ dazu ein, also legte ich den ›Grünen Heinrich‹ auch noch auf den Stoß. An jenem Tag vermied ich daraufhin jeden weiteren Blick auf die Bücherreihen; der bisherige Stoß erschien mir schon nicht mehr bewältigbar. Dabei habe ich noch gar nicht die hinteren Reihen im Regal durchforstet.

Ich zeigte Fritz an dem Abend, da er erstmals vor meiner Tür stand, den Bücherstoß, den ich mir zu lesen vorgenommen hatte, und so gab er sich mit meiner Antwort zufrieden. Zumindest tat er so. Wahrscheinlich dachte er insgeheim, dies wäre eine Laune, die beizeiten vorübergehen würde. Man müsse nur abwarten, bis ich wieder zu einem funktionierenden Mitglied der Gesellschaft, das heißt reumütig an den Stammtisch zurückkehren würde. Zu jenem Zeitpunkt war ich mir ja selbst noch nicht im Klaren, ob mein Zustand temporär oder endgültig wäre.

Auf jeden Fall hielt mich Fritz unter Beobachtung. Auf der Suche nach etwas Trinkbarem hatte ich ihm erzählt, dass ich zwar genügend Essensvorräte angehäuft hätte, aber keinen Weinvorrat; was er mit der Bemerkung ›Also fehlt dir doch etwas‹ quittierte. Und er erbot sich, mir ein paar Flaschen Wein zu besorgen. Abgesehen davon, dass mich sein Angebot einigermaßen überraschte, war ich mir nicht sicher, ob ich darauf eingehen sollte. Einerseits hatte ich nichts dagegen, ein paar Flaschen Wein vorrätig zu

haben, da ich nicht beabsichtigte, Temperenzler zu werden. Andererseits wollte ich mich Fritz aber auch nicht verpflichtet fühlen, und ihm einen Vorwand liefern, mich erneut in meiner Ruhe zu stören.

Schließlich entschied ich mich aber doch für den Wein. Zudem erschien es mir ungehörig, einem Menschen gegenüber, der – und sei es nur aus Neugier – gekommen war, um nach mir zu sehen, unfreundlich zu sein. Wäre ich an seiner Stelle gewesen – was ich mir allerdings nur schwer vorstellen kann – hätte ich es als persönlichen Affront betrachtet, wenn mein Angebot ausgeschlagen worden wäre. Nicht, dass es mich besonders interessiert hätte, was er so im Lauf seines Besuchs vom Stammtisch berichtete, aber es war doch angenehm, wieder eine menschliche Stimme zu hören – eine, die sich an mich richtete, und nicht die Schreiereien, die gelegentlich von der Straße heraufdringen.

Übrigens brachte Fritz schon am darauffolgenden Vormittag sechs Flaschen eines recht guten Welschrieslings. Sonst taucht er nur nach dem Stammtisch bei mir auf, wenn ihm auf dem Heimweg gerade danach ist oder ihm in den Sinn kommt, es wäre an der Zeit, wieder einmal nach mir zu sehen.

*Mittwoch, 9. Juni*

Es ist schon merkwürdig, wie sich manchmal ein Wort, ein Begriff oder ein ganzer Satz im Gehirn einnistet und darin herumgeistert. Das ist aber nichts, was ich mit meinem gegenwärtigen Zustand in Verbindung bringe, denn das kenne ich schon von früher: Dass ich am Morgen aufwache und da ein Satz ist, der mitunter den ganzen Tag über wiederkehrt, den ich gewissermaßen memoriere, als wäre er von besonderer Bedeutung, die ihm allerdings zumeist fehlt. Diesmal mündete ein solcher Satz sogar in

ausufernden Überlegungen. Ursprung war die Bemerkung, die ich vorgestern hier niedergeschrieben habe: Es sei angenehm gewesen, eine menschliche Stimme zu hören.

Einerseits stellte ich mir die Frage, ob dies zutreffend war, ob es mir in jener Situation tatsächlich angenehm war, den Klang einer menschlichen Stimme zu hören. Wenn mir dies wirklich abgegangen wäre, hätte ich doch bloß das Radio aufdrehen müssen und menschliche Stimmen bis zum Überdruß hören können. Es sei denn, ich hätte das Fehlen einer menschlichen Stimme zuvor nicht als Mangel erkannt. Hatte es des Besuchs bedurft, mir das bewusst zu machen? Nein. Wenn ich das Hören einer menschlichen Stimme als Bedürfnis empfände, müsste ich lediglich von Zeit zu Zeit vor die Wohnungstür gehen und mich von einer der Nachbarinnen anquatschen lassen. Und wenn ich das nicht kann oder will, müsste ich Fritz' nächsten Besuch herbeisehnen. Schließlich fand ich, dass es mir durchaus genügt, die Stimmen von Ulrich und Diotima im Ohr zu haben.

Gewiss gibt es Situationen, in denen die menschliche Stimme, das heißt der Klang, der in irgendeiner Form von menschlichen Stimmbändern hervorgerufen wird, allein schon beglückend sein mag: Notsituationen – eines Vereschütteten, eines Eingesperreten, eines Menschen, der auf Rettung wartet und diese nun nahen hört. Da ist es gleichgültig, ob die Stimme quäkend, kreischend oder auf andere Art unangenehm ist. Damit erschöpfen sich aber wohl die Möglichkeiten, die menschliche Stimme an sich als wohlthuend zu empfinden.

Der Gedankenfluss erschöpfte sich allerdings nicht mit der Einsicht, am besten den Satz zu streichen, da er unüberlegt und sinnlos sei. Denn damit stellte sich die Frage, was mich dazu gebracht haben könnte, ihn überhaupt zu schreiben. Was habe ich möglicherweise gemeint, als er mir durch den Kopf ging? Empfinde ich die Ruhe

meines Maulwurfshügels als bedrückend? Ganz im Gegenteil. Es war durchaus richtig, als ich feststellte, ich hätte in meinem Leben genug gehört. Und ich habe auch kein Bedürfnis mich mitzuteilen, wie man es bei anderen alten und alleinstehenden Menschen beobachten kann, die im Supermarkt oder auf der Bank die Partie aufhalten, weil offenbar ein Wortwechsel mit der Kassierin ihre einzige Möglichkeit ist, ihr Bedürfnis sich mitzuteilen zu befriedigen. Ob mich der Föhn müde macht oder der sommerliche Regen munter, geht allein mich etwas an; ebenso ob mir das Rot, in dem sich die Nachbarin zuletzt ihre Haare färben lassen, gefällt oder nicht. Ich brauche diese Form der Kommunikation nicht.

Womit sich wiederum die Frage erhob, warum ich dann jahrelang täglich an den Stammtisch eilte, um mir das anzuhören, wovon ich nun überzeugt bin oder zumindest glaube, es nicht zu brauchen. Die einsame Witwe, die die Gelegenheit wahrnimmt, an der Supermarktkasse ein paar Worte zu wechseln, besucht eben keinen Stammtisch bzw. kein Kaffeehauskränzchen. Ich konnte meinen Bedarf an ›Ansprache‹ beim Ewald decken. Nun aber brauche ich diese ›Ansprache‹ nicht mehr. Womit ich doch bei meinem gegenwärtigen Zustand gelandet bin.

Allerdings war an diesem Punkt die menschliche Stimme und das Angenehme an ihr noch keineswegs abgehakt. Es gibt ja menschliche Stimmen, die man per se als angenehm empfindet; nicht die liebe oder auch liebliche Stimme aus der Literatur. Hier fiel mir Moni ein, eine Jugendliebe. Sie besaß eine Stimme, die ich als ungewein anziehend empfand, nicht nur, wenn sie mir ihre Liebe erklärte. Sie hätte auch von Strümpfestopfen oder Holzhacken reden können und es hätte in mir dieses wohlige Gefühl hervorgerufen. Ihre Stimme strahlte eine ganz besondere Wärme aus, wie eine Cello-Sonate von Bach; mehr noch, sie vermittelte einem eine Wärme wie das weiche Fell einer schnurrenden Katze.

Ich versuchte mir, den Klang von Monis Stimme in Erinnerung zu rufen, was aber nicht gelang. Und so führte dieses Unvermögen nur zu weiteren ungenügenden Vergleichen. Wie auch immer, ich liebte es, ihr zuzuhören, ganz gleich worüber sie sprach, Infinitesimalrechnung oder Gammelschmalzbrote, aber natürlich auch über ihre Liebe zu mir. Schade, dass ich damals ihre Stimme nicht auf Tonband aufgenommen habe – was mir in der gegenwärtigen Situation auch nichts hätte geholfen, da ich schon längst kein Gerät mehr besitze, auf dem ich es abspielen könnte.

Ihre Stimme wiederzuhören, wäre wirklich angenehm, wobei ich natürlich nicht weiß, wie sie sich in den Jahrzehnten, die seither vergangen sind, verändert hat. Irgendetwas von der einstigen Wärme müsste sich aber erhalten haben. Als ich zum Studium von zu Hause wegzog, löste sich unsere Beziehung langsam auf. Einige Zeit blieben wir noch in Kontakt, doch auch das endete schließlich. Seither habe ich nichts mehr von ihr gehört. Ja, ich fragte mich sogar, ob ich meinen Maulwurfshügel noch einmal verlassen würde, wenn ich erführe, dass mich Moni sehen möchte. Und es war überaus beruhigend, aus meiner ausufernden Sentimentalität zu guter Letzt in Musils kakanische Welt zurückzukehren.

*Donnerstag, 10. Juni*

Als ich heute Morgen aufwachte, waren da kein Wort, kein Satz, keine Gedanken, sondern verquollene, rotgäederte Augen. Offensichtlich habe ich gestern zuviel beziehungsweise zu lang gelesen. Ich muss sorgsamer mit meinem Augenlicht umgehen, ist es doch in meinem gegenwärtigen Zustand das Wichtigste, ja das einzig Wichtige, was ich habe. Sollte es mir verloren gehen, wäre mein Rückzug in den Maulwurfshügel sinnlos, ›Der

Mann ohne Eigenschaften‹ und all die anderen Bücher würden ungelesen bleiben.

Ich beschloss, meinen Augen eine Ruhepause zu gönnen. Das verband sich allerdings mit der Frage, ob ich dann nicht die Zeit für einen Spaziergang oder auch für einen Besuch beim Ewald nutzen sollte. Wenn ich ohnehin nicht las, konnte der Grund für meinen Rückzug – zumindest für diesen Tag – nicht gelten. Vorerst jedoch musste ich mich um meine Augen kümmern. Die Augentropfen, die ich in der Medikamentenlade fand, waren längst abgelaufen und ich befürchtete, wohl nicht zu Unrecht, dass ihr Gebrauch mehr schaden als nützen würde. Also kochte ich Kamillentees, wie dies meine Mutter schon getan hatte, wenn ein Familienmitglied Probleme mit den Augen hatte.

Die Idee, einen Spaziergang zu unternehmen, verfolgte ich nicht weiter; sagte mir, dass die Leute auf der Straße und erst recht die Gäste beim Ewald glauben müssten, ich hätte die vergangene Nacht durchgezecht. Dass ich den Spaziergang mit einem Besuch der Apotheke hätte verbinden können, um mir frische Augentropfen zu kaufen, fiel mir erst kurz bevor ich mich zum Schreiben her setzte ein. Und da hatte ich dank des Kamillentees schon fast wieder einen klaren Blick.

Kaum frische Luft, aber wenigstens ein paar Sonnenstrahlen – Vitamin D – tankte ich auf dem Balkon. Nach dem Frühstück holte ich die Liege hervor, merkte dann aber, dass sich auf dem Balkon eine beträchtliche Staubschicht angesammelt hatte. Also wusch ich ihn erst auf, bevor ich die Liege hinausstellte. Den restlichen Vormittag verbrachte ich damit, die kamillenteege tränkten Wattebauschen auf meinen Augen von Zeit zu Zeit zu erneuern, den Geräuschen von der Straße zu lauschen und vor mich hin zu dösen.

In meinem Leben habe ich mich schon des Öfteren gefragt, welche Form einer Behinderung mich wohl am härtesten treffen würde beziehungsweise welche ich am ehesten verkraften könnte. Solange ich als Anwalt tätig

war, kam schon jede Beeinträchtigung beim Sprechen – Husten, Heiserkeit – einer Katastrophe gleich, ein gänzlich Verstummen hätte mich arbeitsunfähig gemacht. Das Gleiche galt selbstverständlich fürs Hören. Auf das hätte ich auch als Pianist nicht verzichten können. Es gibt zwar blinde, aber, soviel ich weiß, keine gehörlosen Pianisten. Und ich habe mir auch immer nur schwer vorstellen können, wie Beethoven mit zunehmender Taubheit weiter komponierte. Natürlich hat man die Töne im Kopf gespeichert, und es gibt Komponisten, die nicht am Klavier, sondern am Schreibtisch arbeiten. Kann man jedoch gehörlos noch alle Nuancen abschätzen? Mahler fügte für die Aufführung der 9. Symphonie von Beethoven Hörner hinzu, was manche Kritiker als Sakrileg betrachteten. Nun, für manche hätte es keiner zusätzlichen Hörner bedurft; sie betrachteten es allein schon als Sakrileg, dass ein Jude, auch wenn er konvertiert war, den teutschen Beethoven dirigierte. Mahler begründete seinen Schritt damit, Beethoven habe durch seine völlige Taubheit den innigen Kontakt mit der Realität, mit der physisch tönenden Welt verloren. Glücklicherweise höre ich für mein Alter noch recht gut, kann also nicht beurteilen, ob dieses Argument stichhaltig ist, aber es erscheint mir plausibel. Wie laut waren die Hörner in Beethovens Kopf?

Ebenso unerlässlich wie das Gehör ist für den Pianisten der Bewegungsapparat, insbesondere der der Arme und Finger. Nun ja, es gab Pianisten, die durch einen Unfall oder im Krieg einen Arm verloren hatten beziehungsweise nicht mehr gebrauchen konnten, und dennoch ihren Beruf weiter ausübten. Deren Zahl ist gering und wohl niemand käme auf die Idee, mit einer von Geburt an behinderten Hand Pianist zu werden. Die wenigen, die einhändig bestehen konnten, waren zuvor schon anerkannte Virtuosen gewesen. Wer noch keinen Namen hat, ist schon gezwungen, seinen Beruf aufzugeben, wenn sich ihm oder ihr durch ein Missgeschick ein Finger verkrümmt.

Und selbst einem berühmten Pianisten darf im Ernstfall nur die rechte Hand fehlen. Immerhin gibt es eine Reihe von Werken für die linke Hand, *pour la main gauche*. Skrjabin schrieb für sich mehrere Stücke, als seine Rechte durch eine Sehnenentzündung beeinträchtigt war. Die bekanntesten Stücke wurden allerdings für Paul Wittgenstein und Otakar Hollmann geschrieben. Wittgenstein konnte es sich leisten, 18 Komponisten – darunter Prokofjew, Ravel, Strauss, Korngold und Britten – zu beauftragen, Werke für ihn zu schreiben. Für den Prager Hollmann schrieben Martinů, Janáček und Schulhoff aus Freundschaft.

Ich selbst brauche meine Hände gerade noch, um mich zu waschen, die Hausarbeiten zu verrichten – und im Buch die Seiten umzublättern. Verzichten könnte ich auf ihren Gebrauch also auch nicht. Freiwillig würde man sicherlich auf nichts verzichten, auch nicht auf den Geruchsinn oder den Geschmacksinn, obwohl ich in meinem gegenwärtigen Zustand und bei meiner gegenwärtigen Ernährungsweise vielleicht hier keinen ausgeprägten Bedarf habe. Gasgeruch sollte man im Notfall doch feststellen können und das Glas Wein, das ich mir gelegentlich genehmige, wäre dann kaum mehr als ein Glas Wasser.

Am wichtigsten ist mir aber derzeit das Sehvermögen, das ich mir unter allen Umständen erhalten muss. Das heißt einerseits, dass ich mich beim Lesen ein wenig einschränken sollte, und andererseits, für bestmögliche Lichtverhältnisse zu sorgen. Ab und zu verschwimmen mir die Zeilen vor den Augen. Meine Ausgabe vom ›Mann ohne Eigenschaften‹ ist ziemlich klein und eng gedruckt. Sie hat auch schon mehr als ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel – womit ich nicht meine, dass sie im Lauf der Jahrzehnte eingegangen sei. Bestimmt gibt es heute eine Ausgabe, die besser zu lesen ist. Es wäre aber nicht Sinn der Sache, mir nun eine neue Ausgabe anzuschaffen und die eben so lang ungelesene ungelesen bleiben zu lassen.

**Helmut Rizy**, 1943 in Linz geboren. Kindheit und Volksschule in Bad Leonfelden. Realgymnasium in Linz. Nach der Matura (1961) Übersiedlung nach Wien. Vorerst Studium der Germanistik und Philosophie, ab 1963 als Journalist (Oberösterreichische Nachrichten, Neues Österreich) tätig. 1965 bis 1968 Aufenthalt in Israel. Danach wieder Redakteur (Neue Zeitung, Volksstimme, Weg und Ziel) in mehreren Ressorts (Ausland, Gewerkschaft, Kultur). Lebt derzeit als Schriftsteller und freier Journalist in Wien und Bad Leonfelden.

Mitglied der Grazer AutorinnenAutorenVersammlung, der IG Autorinnen Autoren und der Europäischen Autorenvereinigung  
'Die Kogge'

Publikationen im *Verlag* Bibliothek der Provinz:

„Hasenjagd im Mühlviertel“, Roman, 1995

„Schweigegeld“, Roman, 1997

„Andreas Kiesewetters Arbeitsjournal“, Roman, 2001.

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*